Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 25

Artikel: Die Eisfrau [Fortsetzung]
Autor: Rudolph, Axel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754698

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Eisfrau

ROMAN VON AXEL RUDOLPH

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W 62

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Ein Luftschiff überquert die Arktis. In der toten Zone, dort wo die Radioapparate verstummen und jede Verbindung mit der Welt unterbrochen ist, entdecken die Fahrgäste einen Eisberg, der die Konturen eines wunderschönen Frauengesichts trägt. Der erste Offizier erzählt, daß dieses Gebilde im Eis keine Formation der Natur sei, sondern daß ein grönländischer Bildhauer dieses Frauenantlitz in solch gewaltigen Ausmaßen ins ewige Eis gemeißelt habe, an jener Stelle, wo vor Jahren die Thornberg-Expedition ihren Untergang fand. Und auf Verlangen der Fahrgäste beginnt der erste Offizier die Geschichte dieser Expedition und gleichzeitig die Geschichte des Monumentes im Eise zu erzählen. Der junge Polarforscher Thornberg, der sich durch seine Entdeckungen bereits einen Namen gemacht hat, plant eine neue Forschungsreise in die Arktis, in ein Gebiet, von dem er mit Bestimmtheit glaubt, daß dort große Kohlenschätze zu heben seien. Nun sucht er einen kapitalkräftigen Mann, der seine Pläne zu finanzieren vermöchte. Geheimrat Kreß, der Besitzer großer Industriewerke, wurde ihm empfohlen, und so ist der junge, von seinem Berufe begeisterte Mensch dem Geheimrat nach Kairo nachgereist, um mit ihm zu verhandeln. Aber die Besprechung kommt nicht zustande, der Geheimrat stirbt plötzlich an einem Herzschlag und gleichzeitig spricht man davon, daß seine Fabriken und Unternehmungen ein Opfer der Krise geworden seien und vor dem Ruin stünden. Durch Zufall beginnt der junge Polarforscher mit der Witwe des Geheimrats, der schönen Frau Britta Kreß, über seine Pläne zu sprechen und es stellt sich heraus, daß die Frau, die sich weigerte, ihrem Mann für die Aufrechterhaltung seines Lebenswerkes einen Teil ihres großen Vermögens zur Verfügung zu stellen, nicht abgeneigt ist, dem jungen Forscher beizustehen. Doch ohne von Frau Britta eine positive Antwort erlangt zu haben, kehrt Thornberg nach Berlin zurück. Dort vernimmt er von seinem Freunde, dem grönländischen Bildhauer Arnaluk, daß sich dänische Forscher für das Neuland interessieren und ebenfalls eine Expedition planen. Eile tut Not. Frau Britta Kreß läßt nichts mehr von sich hören und deshalb ist Thornberg wohl oder übel genötigt, mit einem Geldverleiher in Verbindung zu treten. In diesem Augenblicke aber werden der junge Forscher und seine Frau von Britta Kreß zu einem Fest gebeten. Thornberg schließt daraus mit Recht auf die Bereitwilligkeit der Gastgeberin, auf seine Pläne einzutreten. Im Laufe des Abends gibt sie Thornberg auch Bescheid von ihrer Bereitwilligkeit, und der Forscher macht sich an die Vorbereitungen. Es zeigt sich nun, daß das Gerücht von der dänischen Expedition auf Wahrheit beruht, denn die Dänen schlagen Britta Kreß vor, den Vertrag mit Thornberg zu lösen, um mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Aber Frau Kreß weist dieses Ansinnen zurück. Thornberg und der junge Grönländer arbeiten nun mit vereinten Kräften, um baldmöglichst abreisen zu können.

3

Thornberg hatte mehrmals an Hans Ohrtmann geschrieben und ihn dringend und herzlich eingeladen, seinen Besuch zu wiederholen. Es war nichts daraus geworden. Ohrtmann stand gerade in seiner schärfsten Ausbildungsperiode und sollte eine leitende Stellung in einer alten Kieler Firma übernehmen.

Und nun stand also Hans Ohrtmann hinter Frau Ingeborg und sein Blick ging abwechselnd hinaus in die Weite, wo die «Geryon» langsam dahinzog und wieder zurück zu dem blonden Kopf der Jugendfreundin.

Seine Gedanken wanderten von der Gegenwart in die Vergangenheit. Die Frisur hatte sich geändert an Ingeborg Geeske, wie er sie im stillen noch immer mit ihrem Mädchennamen nannte. Sonst nichts. Es war noch immer das gleiche aschblonde Haar, das liebe, heitere Mädchengesicht, um das all seine Knabenträume sich gedreht hatten.

Ach ja, damals! Er dachte an die Zeiten, da sie zusammen aufgewachsen waren in der kleinen Seestadt, an einen langaufgeschossenen, ungelenken Primaner, der damals der blonden Ingeborg Geeske an allen Ecken nachgestiegen war und in seinem Stübchen glühende Liebesgedichte auf sie gemacht hatte, an Ausflüge und Spaziergänge zu zweien, auf denen eigentlich gar nichts geschah und die doch unbeschreibliche Seligkeit gewesen waren, an lustige, heimliche Stelldichein in der Konditorei, an Kuchen mit viel Schlagsahne und an finstere Selbstmordgedanken eines unreifen Jungen, damals, als Ingeborg Geeske sich mit dem berühmten Forscher Thornberg verlobt hatte.

Hans Ohrtmann war der wohlerzogene Sohn eines soliden alten Handelshauses, Hanseate vom Scheitel bis zur Sohle. Er hätte sich lieber in Stücke schneiden lassen, als heute irgendwie Frau Ingeborg an jene Zeit zu erinnern oder gar seine eigenen Gefühle zu zeigen. Aber sich selber brauchte man ja nicht zu belügen. Während Hans Ohrtmanns Blicke scheu und verhalten den blonden Kopf vor ihm liebkosten, gestand er sich selber die Wahrheit unumwunden ein: er liebte diese blonde Ingeborg Geeske heute noch, als Mann so gut wie als unreifer Junge.

«Nun sieht man nichts mehr.» Mit einem kleinen Seufzer wandte Frau Ingeborg sich um und nickte Hans Ohrtmann und dem Schwiegervater zu. «Wir wollen zum Hotel fahren. Die anderen warten wohl schon auf uns.»

Es wurde ein recht gemütlicher Frühschoppen im Hotel. Man stieß auf Erich Thornberg an, auf Frau Ingeborg, auf das Gelingen der Expedition. Man sprach von Thornbergs Leistungen, von seinem Mut und seiner Zähigkeit, man gab sich Mühe, Frau Ingeborg über das Abschiedsgefühl hinwegzuhelfen.

Ingeborg selber versuchte auch redlich, ein heiteres und zuversichtliches Gesicht zu zeigen, wie es sich für die Frau eines Polarforschers geziemt, aber es wollte nicht recht gelingen. Vor ihren Augen stand fortwährend das kühle Gesicht Brittas, die nun mit Erich Thornberg der Arktis entgegenfuhr.

Britta Kreß war nicht mit Thornbergs zusammen aus Berlin gekommen. Sie war erst zwei Stunden vor der Abfahrt heute morgen angelangt, ganz allein in ihrem Wagen. Sie hatte auch nur wenige konventionelle Worte mit Frau Ingeborg gewechselt. Ein kühler, förmlicher Abschied, dann war sie an Bord gegangen, nicht anders, als ob es sich um eine Sommerreise zu den norwegischen Fjords handelte. Aber das kurze Zusammentreffen hatte genügt, um die alte ahnungsvolle Angst in Ingeborg wieder aufleben zu lassen. Die saß ihr auch jetzt noch in der Kehle, und als einer der Herren sein Glas erhob und ihr herzlich zunickte:

«Auf Wiedersehen, gnädige Frau! Im nächsten Sommer, wenn Thornberg als Sieger wieder hier in den Hafen einläuft!» da brachen ihr plötzlich unaufhaltsam die Tränen aus den Augen. Sie stand hastig auf und floh, das Taschentuch gegen den Mund gepreßt, auf ihr Zimmer.

*

Die kleine improvisierte Abschiedsfeierlichkeit schloß weniger fröhlich, als sie begonnen hatte. Man nahm den Ausbruch Frau Ingeborgs zwar nicht tragisch. Na ja, eine junge Frau, deren Gatte auf eine lange Reise geht, verständlich, daß sie ein bißchen weint. Und vorhin, am Hafen, war sie doch wirklich tapfer gewesen, die kleine Frau Thornberg. Aber eine leise Beklommenheit blieb doch zurück. Das Gesicht Frau Ingeborgs war gar zu verzweifelt gewesen, als sie hinausstürzte. Die Herren empfahlen sich bald. Nur Hans Ohrtmann und der alte Thornberg blieben noch sitzen und rauchten eine Zigarre.

«Wir sollten eigentlich mal nach Frau Ingeborg sehen.» Hans Ohrtmanns Gedanken waren bei der Frau, die wohl jetzt oben in ihrem Zimmer den heißen Abschiedsschmerz in ihre Kissen schluchzte. Aber der alte Thornberg schüttelte den Kopf.

«Besser, wir lassen sie vorläufig allein. Aber später . . .» Vater Thornberg sah sinnend vor sich hin und fragte dann plötzlich: «Könnten Sie nicht mal wieder zu uns nach Berlin kommen, lieber Ohrtmann?»

Der sah erstaunt auf. «Jetzt? Nein — das wird nicht gehen. Aber im Herbst — da bekomm' ich allerdings meinen Urlaub, — ja, da könnte ich wohl . . .»

«Das wäre sehr gut.» Vater Thornberg nickte nachdenklich. «Für Ingeborg, meine ich.»

«Wieso?» Ohrtmann ärgerte sich über die Hitze, die er plötzlich in den Wangen fühlte. Der alte Thornberg sah ihn ernst an.

«Sie gefällt mir nicht recht in der letzten Zeit. So sehr sie sich auch bemüht, es zu verbergen, so ein alter Papa wie ich sieht das doch: sie verzehrt sich vor Angst. Neulich habe ich mir meinen Erich vorgeknöpft und ihn ausgefragt, was mit Ingeborg los ist. Da hab' ich's denn erfahren. Der alte Thornberg beugte sich zu Ohrtmann vor und dämpfte ein wenig die Stimme, als habe er Angst, Ingeborg könne ihn hören. «Sie leidet schwer unter allerlei Ahnungen. Sie glaubt nicht, daß Erich von dieser Fahrt zurückkehrt.»

«Um Gotteswillen!»

«Sonst war sie nicht so.» Vater Thornberg drehte nachdenklich den Stengel des Weinglases vor sich. «Vor zwei Jahren, als der Erich die erste Neulandfahrt machte, da — hm, da waren sie doch erst ganz kurz verheiratet und der Abschied doppelt schwer. Aber das Kind, die Ingeborg, war vollkommen gefaßt und heiter, sogar als wir über Erwarten lange gar keine Nachrichten von Erich bekamen. Sie war stolz und zuversichtlich, zweifelte keinen Moment daran, daß Erich wiederkommen würde. Ja. Diesmal ist das ganz anders. Ich hab' sie schon lange beobachtet. Sie schläft schlecht, sie sieht miserabel aus. Manchmal steht die helle Angst in ihren Augen, manchmal wieder eine stille Resignation, so als ob sie wüßte, daß der Erich diesmal oben im Eis bleibt. So deutlich ist das, daß es mir selber schon an die Nerven geht. Und wenn nun auf längere Zeit die Verbindung aufhört — es geht ja so oft, daß keine Nachricht von da oben zu uns zu senden ist, — wenn gar Erich wirklich dieses Mal Unglück haben sollte . . .»

«Aber, Herr Thornberg! An so was wollen wir doch gar nicht denken, geschweige denn davon reden!»

Der alte Thornberg horchte in sich selbst hinein. «Der Erich war schon als Kind so», sagte er dann aus Gedanken heraus, die in fernen, längstvergangenen Zeiten spielen. «Wenn er einen Apfel runterholen wollte, dann war ihm kein Baum zu hoch, und er dachte nicht daran, daß er dabei auch den Hals brechen könnte. Er dachte auch nicht an die, die ihm atemlos hinter den Gardinen zusahen. Diesmal will der Erich etwas ganz Besonderes holen: ein neues Land! Da wird er auch nicht danach frawerden, ob's ihm das Leben kosten kann.»

Hans Ohrtmanns Gedanken kreisten wieder um Ingeborg. «Kann ich . . . kann ich denn irgend etwas tun, Herr Thornberg?»

Ein herzlicher Blick des alten Mannes traf ihn. «Sehr viel, lieber Ohrtmann. Sehen Sie mal, ein Vater, der selber um seinen Jungen bangt, der ist kein Trost für Ingeborg. Mit Ihnen aber ist das was anderes. Sie sind für Ingeborg die Jugend, die Erinnerung an die Heimat. Sie haben Zaubersprüche, die Schatten verjagen können. Wenn Erich heimkommt, wird er Ihnen von ganzem Herzen danken, daß Sie Ingeborg über die schwere Zeit hinweggeholfen haben. Und wenn er n i c h t heimkommt . . .»

«Nicht, Herr Thorberg! Sie dürfen das nicht sagen!»

«. . . dann sollen Sie Ingeborg die Jugend wiederbringen und sie vergessen lassen», schloß der alte Thornberg stark. Er hielt dem jungen Mann die Hand hin. «Darf ich mich darauf verlassen, Ohrtmann? Sie kommen im Herbst zu uns, wenn bis dahin keine besonders günstigen Nachrichten von Erich vorliegen?»

«Ja, Herr Thornberg.» Hans Ohrtmann drückte kräftig die Hand des Alten. «Aber Sie sehen bestimmt zu schwarz. Und ich weiß ja auch gar nicht, ob Inge — ich meine Frau Thornberg damit einverstanden sein wird, daß ich sie besuche.»

Wieder ärgerte sich Hans Ohrtmann über sich selber, denn er fühlte genau, wie ihm wieder diese verdammte Röte in das Gesicht stieg. Der alte Professor erwiderte fest den Händedruck. Um seine Lippen lag das leise, gütig-wissende Lächeln des Alters.

An diesem Abend vermochte Hans Ohrtmann lange nicht einzuschlafen. Gestalten der Jugend hockten im

(Fortsetzung Seite 774)

Dunkel in allen Ecken des Zimmers und nickten lächelnd mit den Köpfen. Es half nichts, daß man nach ihnen schlug und sie verjagte. Man schlug in die Luft. Der Primaner Ernst Ladeis saß da, den Hans Ohrtmann einmal fürchterlich verdroschen hatte, weil er von Ingeborg Geeske als «deine Poussage» sprach, der Oberlehrer Kreyes, der ihm einmal eine Stunde Arrest aufgebrummt hatte, der alte Reeder Geeske, der ihm immer so wohlwollend gutmütig zugenickt hatte, wenn er Ingeborg zum Schlittschuhlaufen abgeholt hatte, die Schulfreunde, die kleinen kichernden Mädchen aus dem «Backfisch-Aquarium», wie man respektlos das Lyzeum nannte, die behäbig breite Inhaberin der Konditorei Lawerenz, verschwiegene Mitwisserin aller Schwärmereien und Heimlichkeiten.

Und zwischen all diesen Gestalten ging die blonde Ingeborg Geeske umher, leise, luftig, unkörperlich wie ein lichter Schimmer zwischen grauen Schatten.

Auch Erich Thornberg stand da in einer Ecke: ernst, hochgewachsen, stark, — ein Mann, um den es witterte von Berühmtheit und Abenteuern. Um den weinte die blonde Ingeborg Geeske jetzt. Der fuhr nun auf der «Geryon» gen Norden, einem ungewissen Schicksal entgegen. Der würde vielleicht nie mehr . . .

Hans Ohrtmann biß die Zähne zusammen. Ein Fetzen aus der Schulzeit flatterte ihm durch den Sinn. Brakenbusch: «Ich hab' ihn nicht geliebt. Er war der reiche Mann, der des Armen einziges Schaf hinüberlockte auf die bessere Weide», und mußte im selben Augenblick lachen über sich selbst. Weiß Gott, da verglich er Ingeborg richtig mit einem — Schaf!

Vielleicht! Vielleicht! — Die Gedanken blieben hartnäckig daran hängen. So lange, bis Hans Ohrtmann entsetzt auffuhr. Was war das für eine Gemeinheit! Lag er da und wünschte Erich Thornbergs Tod? Ein netter Kerl, der vorgibt, Ingeborg Geeske zu lieben und dabei heimlich den Zusammenbruch ihres Glücks wünscht! Um dann selber . . .!

«Schweinehund!» sagte Hans Ohrtmann laut in das Dunkel. Er sprang auf und knipste das Licht an. Er ging zum Spiegel und blickte sich selbst ins Gesicht. Ekelhaft! So also sah er aus! Ein Mensch, der auf den Tod eines anderen Menschen wartet, Hoffnungen daran knüpft — pfui Teufel noch mal! Hans Ohrtmann fuhr sich wild mit dem nassen Schwamm über das Gesicht, als wollte er es auslöschen. Das kalte Wasser tat wohl.

Aber die Gedanken kamen zurück, als er wieder im Bett lag. Er war kein Großer, Starker wie Erich Thornberg. Und Ingeborg Geeske war auch keine Heroine. Sie paßte eigentlich gar nicht zu dem Polarforscher. Sie paßte viel besser zu ihm.

Da waren die dummen Träume wieder. Hans Ohrtmann preßte Fäuste und Zähne zusammen und rang langsam den moralischen Schweinehund in sich nieder. Und aus dem Kampf stieg ein Gelöbnis, das nur Gott und die Nacht hörten:

Nein! Er wollte nicht mehr an das denken, was der alte Mann ihm heute gesagt hatte! Er wollte Ingeborg Geeske ein guter Freund sein, ihr hinweghelfen über die Zeit der Trennung, sie fröhlich und heiter machen, ihr den Glauben wiedergeben an den glücklichen Ausgang der Expedition! Und wenn Thornberg dann heimkehrte, würde er sie ihm ohne Neid in die Arme führen und heimfahren mit dem Bewußtsein, daß Ingeborg Geeske g l ü c k l i c h ist.

Die Schatten verschwanden. Hans Ohrtmann dämmerte langsam in den Schlaf hinüber. Zuletzt blieb nur noch eines in seinem Bewußtsein zurück: das gütig lächelnde, wissende Gesicht des alten Thornberg. Und das Gesicht ging mit hinüber in seine Träume, wuchs ins Riesenhafte und wurde Gottes Antlitz.

IX.

Mit Kurs Westnordwest dampfte die «Geryon» durch die bleigraue Weite.

Man hatte Rejkjavik angelaufen und während des Aufenthaltes dort noch einmal das Schiff einer gründlichen Prüfung unterzogen. Die «Geryon» war zwar nur ein mäßig großer Kasten, aber ein gutes Schiff, stabil trotz seiner Jahre, schmal und schnittig gebaut und mit einer neuen Maschine versehen. Sie war kein Neuling im Nordmeer. Hatte früher als Walfänger gedient und außerdem schon zwei Expeditionsfahrten hinter sich. Selbst das Eis, in das sie vor zwei Jahren geraten war, oben am Franz-Josefs-Land, hatte ihr nichts anhaben können.

Bequem war es allerdings nicht an Bord der «Geryon». Jeder Quadratzentimeter des Lastraumes war ausgenutzt. Selbst an Deck waren Holzverschläge gebaut, Kisten und Fässer festgezurrt. In den Kabinen der Expeditionsteilnehmer sah es aus wie in einem überfüllten Kleiderschrank. Dicke Pelzmäntel, Isländerjacken, Oelzeug, Sweaters, Filzstiefel. Man mußte sich förmlich durchwühlen, um in seine schmale Koje zu gelangen.

Nur die Messe war freigehalten worden, ein kleiner, schmaler Raum, den der große Eßtisch fast ausfüllte und der den Reisenden auch als Aufenthaltsort bei schlechtem Wetter diente.

Unendlich langsam ging die Reise. Das schwerbeladene Schiff lag ziemlich tief im Wasser und machte daher nur geringe Fahrt. Das Wetter war bisher gut gewesen: stille See, hier und da ein paar Regenböen. Nur unter Island hatte es ein paar Tage lang geweht, aber da war man schon in der Bucht von Rejkjavik gewesen.

Britta Kreß saß auf einer mittels eines Plaids zu einem Sitz umgewandelten Kiste an der Steuerbordreeling, ganz vorne am Bug. Wenn sie den Hals ein wenig spannte, konnte sie über die Schanzverkleidung hinweg das graue Meer sehen. Dieses endlose Nordmeer, das immer gleich war, das am Horizont still und bleigrau zu eins zusammenfloß mit dem tief herabhängenden Himmel.

Zum erstenmal seit langen, langen Jahren hatte Frau Britta Zeit zum Denken. Wann fand man Zeit dazu im Tempo des modernen Lebens? War man daheim, so reichte das eine dem andern die Hand in ununterbrochener Kette: Geschäfte, Gesellschaften, Einladungen, Autofahrten, Einkäufe, Theater, Film, Rennen, Sport. Man mußte doch dabei sein. Die Welt verlangte, daß man ihr Tempo mitmachte. Man mußte von allem ein bißchen sprechen können. Heute. Denn morgen gab es schon wieder etwas anderes. Zeitungen las man längst nicht mehr, geschweige denn Bücher. Was in der Welt vorging, wußte man nur aus den fetten Schlagzeilen der Blätter, die man hastig beim Frühstück überflog. Man dachte nicht mehr. Das Selbstdenken war außer Mode gekommen. Alles überließ man anderen. Man verließ sich, wenn das Gespräch auf Bücher kam, die man anstandshalber zu kennen verpflichtet war, auf ein paar Zeilen Buchkritik in irgend einem Blatt, man ließ sich von anderen vorschreiben, was man anziehen durfte und was nicht, man hatte keine Zeit mehr, ins Konzert zu gehen oder in die Oper, sondern ließ sich Schaljapin und die Ivogün im Radio servieren, sozusagen aus zweiter Hand. Alles war second hand geworden in Kultur-Europa. Andere Leute, die man nicht kannte, dachten für einen, servierten einem das geistige Programm. Selber hatte man keine Zeit zum Denken oder Ueberlegen.

Noch weniger zum Genießen. O gewiß, man ging auf Reisen, man verbrachte die Saison in irgend einem mondänen Badeort. Aber immer im Tempo, bitte. Schritt halten. Entfernungen, Reiseschwierigkeiten gab es nicht mehr. Auto und Flugzeug fraßen die Hundertkilometer in sich hinein. Eisenbahnen, Schiffslinien, Lufthansa, Hotels räumten alle Hindernisse aus dem Wege und verwandelten eine Weltreise in eine bequeme Ferienfahrt. Sie wollen eine Reise nach Timbuktu machen? Bitte! Sie brauchen nur in ein Reisebüro Unter den Linden zu treten, ihre Wünsche zu äußern und den Preis zu erlegen. Alles Weitere ordnet sich dann von selbst. Fahrscheine, Fahrzeiten, Verpflegung, Hotels, Führer, Gepäck. Sie brauchen für nichts zu sorgen. Andere Leute denken für Sie. Dienst am Kunden. Durch die Sahara fahren Sie im komfortablen Autobus, auf den Gipfel der Zugspitze befördert Sie eine Drahtseilbahn, quer über die Kalahari geht wöchentlich mehrmals bequeme Luftpostverbindung. Aber Tempo, Tempo, bitte!

Man sah — aber man kam nicht zum Genießen. Städte, Provinzen, Länder rasten vorbei. Man sah sie vom D-Zug-Abteil aus, vom jagenden Auto, vom Flugzeug. Die Alpen! Die Pyramiden! Die Wüste! Der Urwald! Sehr schön! Ein In-Augenschein-Nehmen, ein kurzer Stop. Schon pfeift, heult, rattert und knattert es. Weiter! Weiter!

Bis man endlich mit einem Ruck am Ziel ist. Ferienaufenthalt. Aber Ruhe? Wo war Ruhe? Die Drehtüren schwangen. Aus dem Hotel kam schon hüpfende, grelle Tanzmusik. Im Vestibül grüßten schon lachend Bekannte. Diners, Thés dansants, Autoausflüge, Toilettenfragen, Bridgepartien, Modenschau, Rennen, Tennistourniere. Man war mitten im Getriebe, noch ehe man den Reiseanzug gewechselt hatte. Und wenn man zur See fuhr, über den unendlichen Ozean, war's da anders? Päh! Genau dasselbe! Gesellschaftliche Verpflichtungen, Bälle, Bordfeste, Radiomusik, drahtlose Depeschen, Klatsch, Komfort, dessen Sklave man geworden war, ohne es zu bemerken. In fünf Tagen sauste man über den atlantischen Ozean, der zwei Erdteile trennt. Und diese fünf Tage waren ausgefüllt mit Anziehen und Umziehen, Essen und Konversation machen, Morgenkonzerten, Festabenden und Bällen. Kaum daß man zwischendurch hier und da mal ein paar Minuten Zeit fand, um auf das Meer zu schauen, verwundert fast: Ach ja, richtig, das Meer! Das war ja auch da!

Hier, an Bord der «Geryon», war es anders!

Europa mit seinen Fabriksirenen, Autohupen, donnernden Motoren und gellenden Schiffsglocken, seinen tanzenden, wahnsinnigen Lichtreklamen und zitternden Nerven war verschwunden. Die Stunden rasten nicht mehr, sie kamen langsam, unendlich langsam über das graue Meer gekrochen.

Selbst die Schiffsmaschine hämmerte nicht atemlos wie auf den großen Dampfern. Sie schlug geruhsam und stetig wie das Herz eines Schlafenden.

Man hatte auf einmal Zeit, unendlich viel Zeit. Ein grauer Vorhang war plötzlich über die bunte, hastende Welt gelegt. Nichts war da, als der immer gleiche Bleihimmel und das graue Meer. Und gefangen in diesem Grau eine winzige Welt von Brettern, ein paar Dutzend Quadratfuß Bewegungsraum und ein paar Dutzend Menschen, über denen die schwere Melancholie des Nordhimmels hing.

Das Schiff schien nicht von der Stelle zu kommen. Britta Kreß hatte nicht einen Augenblick den Eindruck des Fahrens. Es war , als ob die «Geryon» still läge und nur das monotone Meer ewig herangerollt käme. Jeder Morgen, der sich aus dem Schoß des Nordmeers erhob, bot das gleiche Bild. Ein regennaß oder von Spritzern gewaschenes Deck, ein müde qualmender Schornstein über einer schwarzen Kommandobrücke, aufgestapelte Kisten unter grauen, schweren Persennings, harte, dicke Taue und Rebs, ein paar Männer in dicken grauwollenen oder dunkelblauen Sweaters, die mit Eimern, Schrubbern und Tauen über Deck turnten und in einem gähnenden Loch oder hinter irgendeinem Aufbau wieder verschwanden.

Britta Kreß war die einzige Frau an Bord der «Geryon», aber in dieser Tatsache lag nichts Aufregendes oder Romantisches. In den ersten Tagen hatte sie begonnen, ein Buch aus der kleinen Sammlung des Kapitäns Hansen zu lesen. Sie hatte Jack Londons «Fahrt um Cap Horn» erwischt. Aber sie legte es bald mißmutig wieder fort. All diese Geschichten von Stürmen und Seeleuten, meuternden Matrosen und groben Steuerleuten erschienen ihr verlogen und übertrieben. Hier w a r ein einsames Schiff auf großer Fahrt, genau wie die «Elsinore», die Jack London beschrieb. Hier war, genau wie im Buch, eine einzige Frau an Bord. Aber nichts geschah, nicht das geringste, das wert gewesen wäre, niedergeschrieben zu werden. Der Kapitän war kein «Samurai», sondern der dicke, gutmütige Käppen Hansen aus Flensburg, unter der Besatzung gab es keinen Irrsinnigen, keine von fürchterlichen Krankheiten entstellten Gesichter und keine Zuchthauskandidaten, nur stumpfe, alltägliche, meist schlecht gewaschene Arbeiterphysiognomien. Die beiden Steuerleute hatten auch weder etwas Brutales noch Geheimnisvolles an sich und sie schimpften nicht mehr als notwendig.

Und die übrigen Mitreisenden? Erich Thornberg saß Tag für Tag über Land- und Seekarten, probierte und experimentierte mit allerlei merkwürdigen Instrumenten und stellte endlose Berechnungen auf. Professor Molvius, der Geograph, schrieb eifrig an einem wissenschaftlichen Werk, und auch die übrigen Expeditionsteilnehmer boten für Britta Kreß nichts Interessantes. Am nettesten schien ihr noch der junge grönländische Bildhauer. Im Anfang hatte sie versucht, mit dem langen blauäugigen Jungen sich anzufreunden und Gespräche über Kunst zu führen. Er war doch schließlich noch ein Stück jener Welt, die hinter den grauen Schleiern versunken war, die Welt, in der es Kunst gab, Theater, Maler, Musik. Aber es hatte sich gezeigt, daß auch dieser Arnaluk nicht viel gemein hatte mit dem, was Frau Britta vermißte. Er hatte zu ihren Geschichten und konventionellen Bemerkungen über dieses und jenes Kunstwerk die Achseln gezuckt und geschwiegen, so daß ein richtiges Gespräch kaum in Gang gekommen war. Was sollte Arnaluk auch antworten? Denn das, was Britta Kreß vorbrachte, waren nichts als banale Gemeinplätze, irgendwo aufgeschnappte Brocken über Kunst und Bühne, konventionelles Nachplappern ohne eigenes Urteil, geschweige denn eigenes künstlerisches Empfinden, gutklingende Phrasen, die in den Salons als Beweis eines kultivierten Niveaus in Kauf genommen werden mochten, die aber den unbestechlichen Arnaluk geradezu traurig stimmten. Er betrachtete verstohlen von der Seite den klassischen Gemmenkopf Brittas und dachte wehmütig: «Du verstehst nichts von der Kunst und bist selber das schönste Kunstwerk, das Gott geschaffen.»

Britta Kreß merkte deutlich, daß der junge Bildhauer auf diese Unterhaltungen keinen Wert legte und sie war nicht die Frau, die irgend jemand gegen seinen Willen an ihre Gesellschaft fesselte. Sie wurde wieder kühl und unnahbar gegen den Grönländer. Arnaluk war es zufrieden so. Es war viel schöner, still irgendwo in einer Ecke zu sitzen und dies wundersame Frauenantlitz zu betrachten, als den konventionellen Plattheiten zuzuhören, die sie ihm sagen konnte.

(Fortsetzung Seite 776)

WIR ZAHLEN IHNEN

100

FRANKEN

AN IHRE FERIEN!

So heißt die von unserer Administration veranstaltete interessante Preisaufgabe. Die Teilnahmebedingungen sind auf Seite 791, unter der Rubrik „Ferien in der Heimat", angegeben

Marokkanische Brothändlerin

Gemälde von René Martin

Der waadtländische Maler René Martin, der sich durch seine Wandfriese im Genfer Bahnhof, verschiedene Fresken und Genferseelandschaften, von denen einige von Museen erworben wurden, einen Namen machte, begibt sich jedes Jahr zu Studienzwecken nach Marokko. In Marakech, der Hauptstadt von Südmarokko, diesem Stelldichein der Araber, der Berber und Neger, befindet er sich in einem Zentrum, das nicht nur landschaftlich und baulich, sondern auch rassisch einem Auge, das für Farben und Formen Verständnis hat, ungeheuer viel zu bieten vermag. In dieser Stadt, die sich dem fremden Beschauer wie ein arabisches Märchenbild offenbart, drängt sich dem Maler die Schönheit der Farben und der Linien auf, es ist für ihn ein leichtes, menschliche Modelle zu finden, die in ihrer fremden, geheimnisvollen Schönheit den Europäer entzücken. – Die Frauen sind stolze braune Schönheiten mit schmalen Gesichtern und blauschwarzen Haaren. Ihre schlanken, geschmeidigen Körper wickeln sie in lange baumwollene Tücher. Viele von ihnen besitzen jene stolze Schönheit, die nur kulturell hochstehenden, unabhängigen Völkern eigen ist.

So war Britta Kreß wieder allein, auf sich selber angewiesen und auf das graue Meer. Vielleicht fühlte sie sich einsamer als jeder andere an Bord der «Geryon». Sonst hatte sie nie darüber nachgedacht, in welchem Verhältnis sie eigentlich zu ihrer Umgebung stand. Sie war es so gewohnt, daß sie der Mittelpunkt war, daß die Menschen um sie herum ihre Aufmerksamkeit, ihre Gedanken und Wünsche auf s i e konzentrierten. Hier aber hatte sie das Gefühl, plötzlich außerhalb des Kreises zu stehen. Diese Männer, mit denen sie wochenlang auf einem kleinen unkomfortablen Schiff zu leben hatte, verband nichts mit ihr. Sie stand außerhalb ihrer Interessen, hatte keinen Teil an dem, was ihre Gedanken bewegte.

Zum erstenmal war Frau Britta mit sich allein.

Merkwürdigerweise bedrückte sie das Gefühl nicht. Sie starb nicht vor Langeweile, wie sie anfangs gefürchtet hatte. Sie begann nachzudenken, kühl und nüchtern, wie es ihrem Wesen entsprach. Im Grunde hatte sie ja nun, was sie sich oft ersehnt hatte: Ruhe und Zeit. Man brauchte nicht zu überlegen, was man heute abend zum Diner anziehen sollte. Die überfütterten Augen jagten nicht von einer Sensation zur anderen. Die Welt stellte keine Forderungen. Man konnte in sich hineinhorchen.

Britta Kreß war viel zu nüchtern, um sich selber etwa vorzulügen, sie fände Gefallen an diesem Dasein zwischen Grau und Grau. Wenn sie es annehmbar fand, so war das wohl nur der Reiz des Neuen, des Endlich-Anderen und weil es den überreizten Nerven gut tat. In ein, zwei Wochen würde sie diese einsame Ruhe unerträglich finden. Nun, dann würde man eben auf der «Geryon» zurückfahren, die nach der Landung der Expeditionsteilnehmer der Eisverhältnisse halber doch bald heimkehren mußte. Es würde wieder Leben geben, Gesellschaftsmenschen, Toiletten, Theater, Autos, Blumen. Vorläufig aber ertappte sie sich selber dabei, daß sie abends zum Himmel schaute und sich freute über einen winzigen Stern, der durch den Wolkenhimmel lugte.

Die allgemeine Stimmung an Bord der «Geryon» war nicht besonders gut. Obwohl das Wetter so gut war, wie man es in diesen Breiten wünschen konnte und eigentlich bisher alles nach Wunsch gegangen war, lag über den Gesichtern der Seeleute ein stiller Mißmut. Selbst Käppen Hansen und die Steuerleute machten grimmige Gesichter, und wenn sie beim Mittagstisch in der Messe einmal lachten, so klang es unecht, wie ein falsches Geldstück, das man auf den Tisch wirft.

Der Grund zu dieser drückenden Stimmung lag in der Zahl 13.

Man sagt, daß es keine wirklichen Seeleute mehr gibt, und es ist schon so: die Menschen, die zum größten Teil heute auf den großen Dampfern fahren, haben wenig an sich von dem Sailor der alten Zeit. Sie sind Arbeiter, Maschinisten, Köche, Stewards, Ingenieure, Beamte — nur keine Seeleute. Statt des Gesanges am Ankerspill rasseln die Ketten um den Motor, und der Segelmacher ist abgelöst von dem Mechaniker. Nur eines ist geblieben: der Seemanns-Aberglauben.

Er nistet unausrottbar in den Mannschaftslogis und Offizierskabinen, rumort in der Kombüse und raunt in den Wellen, die nächtlich gegen die Planken schlagen. Man verspottet ihn im Hafen, man gibt sich vor Außenstehenden den Anschein, unendlich erhaben zu sein über solche Sachen. Aber wenn die Welt versunken ist, und das Meer unabsehbar sich ringsum dehnt, dann kriecht der Aberglaube heimlich hervor und führt wieder sein Szepter.

Der Freitag ist ein böser Tag, und die Dreizehn ist eine Unglückszahl. Das steht für den Seemann ebenso fest wie der Satz des Pythagoras für den Mathematiker. Und diese Expedition stand unter keinem guten Stern. Käppen Hansen und die beiden Steuerleute hatten schon drei Polarfahrten mit Thornberg gemacht. Die Teilnehmer waren immer dieselben gewesen, verläßliche, ruhige Leute, mit denen sich an Bord wie im Eis gut hausen ließ. Aber sonst waren es 12 gewesen, die am langen Tisch in der Messe der «Geryon» saßen. Diesmal waren es d r e i z e h n.

Britta Kreß war die Dreizehnte.

Ein böses Omen für die Fahrt. Man ließ es sich nicht merken, aber die pessimistische Stimmung an Bord hatte ihr nicht verborgen bleiben können. Erich Thornberg, der als Nicht-Seemann den Aberglauben nicht teilte, hatte ihr auf Befragen lächelnd den Grund erklärt. Auch Käppen Hansen, den sie daraufhin etwas überlegen zur Rede gestellt hatte, war ausgewichen und hatte behauptet, er für sein Teil kümmere sich nicht um solche Geschichten. Aber das «Dreizehn bei Tisch» drückte doch auf die Gemüter und verdarb jede Stimmung. Seit drei Tagen gab es nur noch 12 bei Tisch. Die Seeleute, einschließlich des Kapitäns, hatten es so geordnet, daß immer einer von ihnen während des Mittagessens sich an Deck zu schaffen machte und erst erschien, wenn die anderen die Messe wieder verlassen hatten.

Britta Kreß ärgerte sich darüber. Auch heute wieder, als sie sich in der Messe vergebens nach dem ersten Steuermann umsah, der sich erboten hatte, ihren Kodak zu reparieren.

«Wo ist denn Herr Burger?»

«Hat Dienst.» Käppen Hansen knurrte, ohne von seinem Löffel aufzusehen. «In 'ner Stunde wird er zur Verfügung sein.»

«Dienst?» Britta Kreß lachte kurz und verächtlich auf. «Meinen Sie, ich hätte noch nicht gemerkt, daß immer einer von Ihnen jetzt Dienst hat, wenn wir speisen? Das ist ja geradezu lächerlich!»

Erich Thornberg versuchte schnell das Gespräch in ein anderes Geleise zu bringen, aber Britta hörte nicht auf ihn. Sie war gereizt durch das Schweigen des Kapitäns, der es nicht für der Mühe wert hielt, ihr zu antworten.

«Dreizehn bei Tisch! Man sollte nicht glauben, daß derartige Märchen heutzutage noch erwachsene Männer beeinflussen können.»

Jetzt sah Käppen Hansen doch auf. «Ich bin nicht abergläubisch, gnädige Frau. Aber die Mannschaft hat nun mal . . .»

«Ach, die Mannschaft!» unterbrach Britta ihn ärgerlich. «Verstecken Sie sich doch nicht hinter der Mannschaft! Sie dulden den Unsinn ja selber! Weil Sie auch daran glauben, und Herr Wild und Herr Burger ebenfalls! Ammenmärchen!»

«Tja. Denken können Sie darüber, was Sie wollen.» Käppen Hansens Stimme bekam etwas von der Schärfe des Kommandotones, mit dem er von der Brücke herab seine Befehle gab. «Aber ich rate Ihnen dringend, lassen Sie die Leute nicht sowas hören, von Lächerlichkeit und Ammenmärchen und so. Die Stimmung ist sowieso nicht gerade rosig.» Er schob den leeren Teller von sich und fuhr, als Frau Britta darauf verzichtet, ihm zu antworten, in gemütlicherem Tone fort: «Man mag darüber lachen oder nicht, es ist nun mal so. Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde — und so weiter. Das hat schon der olle Engländer gesagt. Und die Engländer verstehen was davon. Die haben Seemannsblut in der Familie. Sehen Sie, gnädige Frau, die Seeleute haben oft merkwürdige Sachen erlebt, wenn sie allein sind mit Wind und Wellen, Sachen, die man sonst nicht für möglich hält und bei denen der Verstand versagt. Da bildet sich von selbst ein gewisser Aberglaube. Es gibt keinen unter der Crew hier, der nicht davon überzeugt ist, daß auf dieser Fahrt ein Unglück passieren wird. Wenn ich Herr Thornberg wäre —» — der Kapitän sah zu dem Forscher hinüber, der sich vergebens bemühte, ihn durch Augenwinke zum Schweigen zu bringen, — «dann hätt' ich diesmal die Fahrt nicht angetreten.»

(Fortsetzung folgt)